№ 6. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Inhalt: Die Prinzessin. Eine Erzählung von Agathe Meisels. (Fortsetzung.) — Versöhnt. Original-Roman von Ida Barber. (Fortsetzung.) — Zur Geschichte der Familie Meyerbeer. Von Max Weinberg. — Lesefrüchte. — Räthsel-Aufgaben und Räthsel-Lösungen.

Die Prinzessin.

[6

Eine Erzählung von Agathe Meisels.

(Fortsetzung.)

„Ob ich Sie verstehe? Gewiß verstehe ich Sie'" rief er bewegt aus. „Was Sie in Büchern suchen und niemals ganz finden, — es ist das unendliche, ungestillte Sehnen nach den Lichtfernen, nach dem Schönheitsideal, das jeder besser organisirte Mensch vorgebildet, gleichsam als Urtypus in seinem Busen trägt, es ist die Aspiration nach höheren Dingen, die auch mir zuweilen mit hörbarem Schlage an die Brust pochte und sie zuweilen zu zersprengen drohte." „Wie aber," fuhr er, wie zu sich selbst sprechend, fort, „mag der göttliche Funke hierhergerathen, durch welches Medium da zur hellen Flamme entfacht sein?"

Lea hörte hochaufathmend zu. Nie hatten noch ähnliche Laute ihr Ohr berührt, nie die menschliche Sprache in melodischeren Tönen ihr diese seelenbezwingende Macht verrathen.

„Es ist schön, was Sie da sagen," rief sie mit kindlichem Vergnügen. „Aber was ist Aspiration und der Urtypus des Schönen, den jeder bessere Mensch in sich trägt?"

„Sie haben es, Sie tragen es in sich," erwiderte er lebhaft, „das genüge Ihnen. Wozu auch die Schönheit in ihre Bestandtheile ängstlich zerlegen, wozu die Staubfäden der Rose zählen, den farbenglänzenden Schmetterling unter das Mikroskop nehmen, anstatt an Duft und Thaufrische sich harmlos zu ergötzen?"

Sie waren mittlerweile an den Saum des Waldes gelangt; vor ihnen dehnte sich die staubige Landstraße, die nach Z. führte. Wie von einem gemeinsamen Gefühl bestimmt, hielten sie hier Beide still.

„Ich finde den Weg nach Hause schon allein," sagte Lea, zuerst das eingetretene Schweigen brechend. „Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit und — und für den Genuß, den mir Ihre Worte bereitet."

Stefan hielt die ihm dargereichte Hand fest. „So kann ich von Ihnen nicht scheiden; Sie müssen mir versprechen, daß unsere erste Begegnung heute nicht die letzte sei, daß ich Sie wiedersehe."

„Ich weiß nicht, ob ich darf," entgegnete sie zögernd. „Uebrigens, wer kümmert sich um mich? Jeden Tag fast bin ich da, bei meinem Lieblingsplätzchen im Walde, und bis nun hat noch Niemand Anstoß daran genommen."

Der junge Graf mußte unwillkürlich lächeln, ob des naiven Kunstgriffes, vermöge dessen sie ein halbes Zugeständniß unter einer allgemeinen Redewendung verhüllte.

Freundlich grüßend entfernte er sich.

Lea eilte wie auf Wolken getragen heimwärts. Ihr ganzes Denken und Fühlen war in Aufruhr, stürmisch klopften ihre Pulse; war ihr doch etwas begegnet, was sie in ihren schönsten Träumen nicht für möglich gehalten hätte. Einen Menschen, einen wirklichen, nicht eine unerreichbare, in idealer Höhe thronende Buchgestalt, hatte sie kennen gelernt, hatte ihn reden hören in der Sprache der in den Mysterien der Bücherweisheit Eingeweihten. Und zu ihr hatte er gesprochen, mit freundlichem Wohlwollen ihren zaghaften Bemerkungen, dem Kindeslallen der noch gebundenen Seele, gelauscht, hatte ihrem unklaren Empfinden die gesättigte Farbe seiner geklärten Empfindung, ihrem schüchternen Ringen nach dem entsprechenden Ausdruck die Kraft seines eigenen, zündenden Wortes geliehen. So war also wirklich nicht Alles, was sie bewegte, baarer Unsinn, wie die Leute ihrer Umgebung mit verächtlichem Achselzucken sie glauben machen wollten, wenn ja einmal eine Aeußerung aus ihrer ängstlich verschlossenen Lippe drang, so war das, was sie vor jeder Berührung scheu bewahrend, in dunkler Tiefe barg, doch nicht ganz unwerth, an's helle Tageslicht gezogen zu werden.

Einige Tage nach jener Begegnung war sie von ihren Phantasmen so in Anspruch genommen, so eingesponnen in ihr prächtiges Luftgewebe, daß sie wunschlos und heiter dahinlebte und gar kein Bedürfniß nach einer Veränderung empfand. Als sie dann, mehr der mechanischen Gewohnheit, wie einem inneren Drange folgend, ausging und den Weg, wie immer, nach dem Walde einschlug, war sie fast überrascht, Denjenigen, der seither ihre Gedanken unablässig beschäftigt hatte, unter dem Schatten ihrer Buche wiederzufinden. Ihr vollkommenes Glücksgefühl hatte ihr den Urheber desselben so in den Hintergrund gedrängt, daß sie sogar ihrer quasi Verabredung vergessen hatte.

Der Graf sprang auf, als er ihrer ansichtig wurde. „Endlich kommen Sie. Täglich habe ich Sie hier erwartet, stundenlang nach allen Richtungen ausgeschaut, ich mußte schon fürchten, daß Sie mich ganz vergessen haben."

„Vergessen"? sagte sie mit ernstem Kopfschütteln, „wäre dies der Fall oder Ihr Bild auch nur verblaßt in meinem Innern, schon längst würde ich hier gewesen sein, um meiner matten Erinnerung zu Hülfe zu kommen. Ich dachte, im Gegentheil, gar oft an Sie, und was Sie damals sagten, beschäftigte mich so sehr, daß mir dagegen alles andere, auch mein Spaziergang unwichtig erschien."

So einfach und natürlich klangen diese Worte, deren schmeichelhafter Sinn ihr offenbar nicht gegenwärtig war, daß Stefan, trotz der französischen Leichtigkeit der Manieren, nicht schnell genug die nothwendige Haltung erlangte, um das Compliment zu erwiedern und in das leichte Fahrwasser der Causerie hinüberzusteuern. Schweigend blickte er ihr ins Antlitz und konnte kaum einen Ausdruck des Erstaunens unterdrücken, den diese Züge seinem Inneren eingedrückt, als ob er sie seit Jahren schon gekannt, trugen heute ein ganz fremdartiges Gepräge. Nur die schönen, schwarzen, von innen heraus leuchtenden Augen waren dieselben, sonst hatte das Gesicht an Fülle und Rundung gewonnen, ein rosiges Colorit war wie ein Lichtschimmer darüber gebreitet und auch der Ausdruck war ein anderer. Die Knospe war über Nacht zur Blume entfaltet, unter den Sonnenstrahlen des Glückes, hatte die ganze Gestalt sich erhoben, aus der matten Chrysalide ein froher, glänzender Schmetterling sich entpuppt. Sie selbst wußte nichts von dieser Methamorphose und doch sagte ihr der weibliche Instinkt, daß der Blick des jungen Mannes auf ihr, der Unscheinbaren, Häßlichen, mit

Wohlgefallen ruhe und eine gewisse Sicherheit der Bewegung war das Ergebniß dieser dunklen Ahnung.

Sie setzten sich, wie zwei fröhliche Kinder, auf den Rasen am Fuße des Baumes und waren, ohne daß sie es recht merkten, bald in ein Gespräch vertieft. Stefan, der Hochgeborene, erzählte dem bescheidenen Judenkinde von seinen Erlebnissen und Bedrängnissen, seiner liebeleeren Jugend, von den, seit dem Tode der zärtlichen Mutter, immer mehr sich zuspitzenden Zerwürfnissen mit dem Vater, seinem Ringen und Kämpfen nach Unabhängigkeit, seinem heißen Verlangen nach Bethätigung der ihm innewohnenden Kraft. Mit plastischer Deutlichkeit traten die Bilder der Vergangenheit durch das gestaltende Wort in die Erscheinung, sprudelnd quoll der Redestrom dahin und von ihm getragen, glitt er halbunbewußt in die verborgenste Tiefe seines Gemüthes, zur steilsten Höhe seines Denkens. Und Lea lauschte mit glühenden Wangen diesen lebensvollen Schilderungen; ihre kleine, weiße Hand ballte sich unwillkührlich, da er der Widerwärtigkeiten seiner Jugend gedachte, ihre Gestalt schien zu wachsen bei der Erwähnung seiner Triumpfe auf dem Felde des Wissens, ihre Thränen flossen dem frühen Hingang seiner Mutter. Es war, als ob sie das alles miterlebte, und wie Stefan in ihr von sympathischem Mitgefühl erglänzendes Gesicht blickte, glaubte er noch niemals ein reizenderes gesehen zu haben.

Auch sie gab, durch sein Drängen bewogen, anfangs stockend, dann immer bestimmter, Kunde von ihrer Kindheit und ersten Mädchenjahren. Eine ihr selbst unerklärliche Scheu ließ sie von den Eltern nur in den allgemeinsten Ausdrücken, und gar nicht der Stürme Erwähnung thun, die auch über ihr Haupt dahingebraust waren. Ihr Bericht beschränkte sich nur auf ihren eigenen Entwicklungsgang, auf ihr Innenleben, so weit es in seinen verborgenen Windungen klar vor ihr lag. Doch Stefan drang, von diesen kurzen, verworrenen Andeutungen geleitet, mit schärferen Augen in den tiefen Schacht ihres Gefühlslebens und gewahrte da, mit unbegränztem Erstaunen, Elemente von stürmischer Leidenschaftlichkeit und ernster, unentwegter Wahrheitsliebe, von frühreifer, fast männlicher Klarheit des Urtheils und naiver Jugendfrische, von Herbheit und krankhafter Weichheit der Empfindung, alles das in einer Mischung, wie sie ihm in dieser Art noch nie erschienen. In wenigen Stunden waren sie sich nahe getreten, als ob sie Jahre ihres Lebens mitsammen verbracht hätten, und als sie sich trennten, war es beiden so natürlich und selbstverständlich sich wiederzufinden, daß Lea die unausgesprochene Frage, die in Stefans Blick lag, einfach mit den Worten: „morgen, um dieselbe Zeit“, bejahte.

(Fortsetzung folgt.)

Versöhnt! 38

Original-Roman von Ida Barber.

(Fortsetzung.)

Unten von der Riva lautes, bewegtes Leben, Frohsinn und Freudigkeit, drüben auf der Lagune zahllose Gondeln und Dampfer mit glücklichen Menschen; ja, auch sie hatte sich einst das Leben in Venedig und noch dazu auf der Hochzeitsreise schön gedacht und nun? Welche Zeit verbrachte sie hier? Gab es in ganz Venedig eine bedauernswerthere Frau? — Die Worte, die sie jetzt hören mußte, zerschnitten ihr das Herz. Der Graf kannte keine Rücksicht. Obschon sie that, als höre sie seine Beleidigungen nicht, um nicht antworten zu müssen, tobte und schimpfte er in einem fort.

Der Jud' und wieder der Jud'! Jetzt erst trat der ganze in ihm lebende Haß zu Tage, der ihn gegen Andersgläubige erfüllte, der Mangel an jeglicher Herzensbildung und Rücksichtnahme.

Schaudernd, einem solchen Manne angehören zu sollen, wandte sich Ilka ab.

„Wenn er nur käme,“ flüsterte sie halblaut.

„Glaubst Du, ich höre Dich nicht,“ rief der Graf in grimmiger Wuth. „Wenn er käme, das laß Dir gesagt sein, Du heuchlerisches, ehebrecherisches Weib, würde ich ihn, so elend ich bin, niederschießen, wie —„

Erschöpft, keines Wortes mächtig, sank der Graf in die Kissen zurück.

Die junge Frau war der Verzweiflung nahe. Was hatte sie mit anhören müssen!

Und diesem Mann, der so zu ihr reden wagte, sollte sie eine treue Pflegerin sein? Nachdem sie nach dem Arzt gesandt, überlegte sie, was zu thun sei.

„Nun, der Vater wird ja bald kommen,“ tröstete sie sich, alle Pläne, die sie in diesem Moment gefaßt, im nächsten verwerfend.

Plötzlich that der Graf die Augen auf; wirr blickte er im Zimmer umher.

„Nun, ist er schon da?“ höhnte er; „ist Deine Sehnsucht befriedigt?“

„Was hat er Dir Böses gethan,“ entgegnete erregt die Frau, daß Du so von ihm zu sprechen wagst?“

„Was Böses?“ rief der Graf. „Zum Krüppel hat er mich gemacht, zum —“

„Von wem redest Du denn?“ unterbrach Ilka aufhorchend.

„Nun, von ihm, den Du erwartest,“ höhnte der Graf voller Verachtung.

„Ich erwarte den Vater,“ entgegnete die junge Frau; „hier diese Depesche, die ich unlängst erhalten, meldet mir, daß er unterwegs sein muß!“

Hastig griff der Graf nach dem Blatte. „Ist auch Zeit, daß er kommt,“ sagte, ohne sich ob seines unlauteren Verdachts zu entschuldigen, der Graf, „Krankheit kostet Geld, bin wieder abgebrannt bis auf den letzten Hunderter.“

„Der Vater hat Dir doch erst in voriger Woche eine bedeutende Summe gesendet,“ entgegnete Ilka.

„Seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gewesen!“ entgegnete der Graf.

Ilka war auf's Tiefste empört. Erkannte sie erst jetzt, da er sich gehen ließ, seinen wahren Charakter?

Vor welchem Abgrund stand sie? Am liebsten wäre sie gleich auf und davon, doch durfte sie den Kranken, wie immer er ihr begegnete, in diesem Zustande verlassen?

Als sie noch so nachsann, ward der Arzt gemeldet.

Er untersuchte den Patienten, schien sehr ungehalten, daß der Verband gelockert sei.

„Wir werden die Arbeit von Neuem beginnen müssen,“ sagte er. — „Wenn Sie sich nicht ruhiger verhalten, ist Heilung der Wunde absolut unmöglich!“

„Mir ganz gleich,“ entgegnete der Graf. „Freude am Leben habe ich doch nicht mehr!“

Der Arzt manipulirte noch eine Weile; bei jeder Bewegung zuckte der Kranke zusammen.

„Ja, ja,“ sagte der Arzt kopfschüttelnd, „Kugel hat schlechte Stelle getroffen! Müssen Geduld haben!“

„Ich habe aber keine Geduld!“ tobte der Graf. „Legen Sie mich lieber gleich unter die Erde, ehe Sie mich solche Schmerzen ausstehen lassen!“

„Das dauert nur noch einige Tage,“ beruhigte der Arzt; sonach geht die Heilung schmerzlos von statten.“

„Einige Tage in diesem Zustande? Ich ertrage es nicht noch eine Stunde!“

Der Arzt gab statt aller Antwort der Gräfin einen Wink, ihn in's anstoßende Zimmer zu begleiten.

„Duell kann schlimme Folgen haben,“ sagte er; „Behörde ist auf der Spur.“

„Was kann meinem Gatten geschehen?“ sagte Ilka gleichgültig; „er ist verwundet. Man kann ihn doch jetzt unmöglich zur Rechenschaft ziehen?“

„Aber später,“ entgegnete der Arzt, „wenn nur erst die Wunde soweit geheilt wäre, daß Sie abreisen könnten!“

„Sind die Gesetze streng?“ forschte Ilka besorgt.

„Ich will Sie nicht unnöthig beunruhigen, Frau Gräfin," entgegnete ausweichend der Arzt, „trachten Sie nur, daß der Herr Graf größtmöglichste Ruhe habe und so bald als möglich transportirt werden könne."

„Wie steht es um seinen Gegner?" fragte Ilka, nur schwer ihre Erregung niederkämpfend.

„Ich hörte, daß er eine Stunde nach dem Duell Venedig verlassen," entgegnete der Arzt. Die Gräfin athmete erleichtert auf. „Wird man ihn verfolgen?" fragte sie.

„Verfolgen? Wohl kaum! Ist der Vogel entwischt, hat man schwer ihm nachfliegen."

„So glauben Sie aber, daß man den Grafen, wenn man ihn noch hier findet, zur Rechenschaft ziehen wird?"

„Zweifelsohne! Wir müssen eben trachten, die Heilung zu beschleunigen, jede Aufregung fern zu halten!"

„Das heißt mit anderen Worten," dachte Ilka für sich, „daß ich Alles geduldig von ihm hinnehmen muß, will ich mir nicht Vorwürfe machen, wenn seine Heilung nicht fortschreitet!"

Als sich der Arzt entfernt hatte, begann der Kranke auf's Neue zu toben und zu fluchen. Er verlangte nach einem andern Arzt und als sich Ilka diesem Verlangen widersetzte, da sie fürchtete, die Behörden könnten durch jenen Andern, den man hinzuziehen würde, Nachricht von dem Duell erhalten, erging sich der Graf in Schmähungen und Vorwürfen, beschuldigte die junge Frau, daß sie nur, um ein paar Lire zu sparen, Niemand rufen lassen wolle, das sei der „jüdische" Geiz, der in ihr lebe, die Habgier, die sie mit der Muttermilch eingesogen.

Die junge Frau weinte heiße Thränen, bezwang sich aber, ihm Nichts zu entgegnen. Wollte sie ihn nicht noch mehr beunruhigen, durfte sie ihm ja nicht sagen, weshalb sie gegen Hinzuziehung eines andern Arztes war.

Der sehnlichst wie noch nie erwartete Vater kam nicht, statt seiner wieder eine Depesche, die sie in eine noch höhere Aufregung versetzte. Sie lautete:

„Wenn Du in den letzten 2 Tagen Nachricht vom Vater gehabt, depeschire sofort; bin sehr besorgt, da ich nicht weiß, wohin er sich gewendet. Rachelle."

„Was war das? Die Mutter sollte nicht wissen, wo der Vater sei?

Jetzt erst fing sie an, den Inhalt jener zuvor erhaltenen Depesche zu verstehen.

Also deshalb war der Onkel dort. Doch jenes vernichtete Papier? Welche Bewandniß hatte es mit diesem? Welchen Grund konnte der Vater haben, seinen Aufenthalt zu verheimlichen? Es schwindelte ihr vor den Augen. War es nicht genug an dem Unglück, das hier auf ihr lastete? Drohten von dort auch unheilschwere Wolken? Sie depeschirte sofort zurück: „Habe seit 8 Tagen keine Nachricht vom Vater. Würde glücklich sein, wenn er käme. Umgehende Antwort was vorgefallen. Ilka."

Die sehnlichst erwartete Antwort kam nicht.

Frau Rachelle hatte eben den Kopf verloren. Ohne ihr Gold und ihre Juwelen war sie die unglücklichste Person der Welt; sie jammerte, wehklagte, vergrub sich in ihre mit Spitzen und Stickereien garnirten seidenen Kissen, wollte Niemand, selbst nicht ihre Kinder, sehen und schien so fassungslos, daß Leo Braun allen Ernstes daran dachte, an seine Frau oder an Ilka zu telegraphiren, damit ihr Jemand in dieser schweren Zeit zur Seite stände. All' ihre Freundinnen hatten sich urplötzlich von ihr zurückgezogen.

III. Norbert.

Das Gerücht, daß die Firma Alois Braun vor dem Concurs stehe, mußte sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet haben. Man erzählte sich bereits, daß Alois Bruder gekommen, um die geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen. Wer den kleinen Mann, die sorgenvolle Stirn über große Geschäftsbücher gebeugt, da im Comptoir sitzen sah, erkannte bald, daß er keine leichte Arbeit hatte.

Er rechnete und rechnete, erwog, ob die aus Alexandrien zu erhoffenden Gelder in Jahren den Börsenverlust wett machen könnten, ob es angezeigt sei, von den Gläubigern einen Aufschub zu verlangen, ob besser, sich mit etwa 50 Proc. zu einigen, da ward die Thür ungestüm aufgerissen, Neffe Norbert trat ein und schien sichtlich verblüfft, den Onkel hier zu finden.

Er drückte das goldne Monocle in das eine Auge, trat vor den Spiegel, um die blaue Cravatte und das weiße Gilet zu richten und als der Onkel ihn immer noch nicht zu bemerken schien, sagte er, ihm auf die Schulter klopfend: „Grüß Gott, Onkel! Was führt Dich her?"

„Das weißt Du nicht?" fragte vorwurfsvoll Leo Braun.

„Komme eben von den großen Jagden," sagte leichthin der junge Mann! Habe gestern in Baron Willims Fort 3 Rehe erlegt, große Bravour bewiesen!"

„Ich meine, Du würdest eine größere Bravour beweisen, wenn Du Dich um die Geschäfte Deines Vaters kümmerst!" entgegnete der Onkel.

„Ich mag kein Handelsjud' werden!" sagte verächtlich der junge Mann.

„Zügle Deine Zunge, Herr Neffe," mahnte Leo Braun; „es ist jetzt keine Zeit, den Junker zu spielen! Dein Vater ist ruinirt, ist flüchtig, ist bereits Stadtgespräch, und Du, Du wagst es, in dieser ernsten —"

„Herr des Himmels, unterbrach kreidebleich werdend der junge Mann, und ich brauche heut 2000 Gld., die eine Ehrenschuld sind und gezahlt werden müssen?"

„Eine Ehrenschuld?" entgegnete unwillig Leo Braun; „eine Schandschuld wolltest Du sagen! Ist es nicht eine Schande, daß ein junger Mensch wie Du — ich ersehe es eben aus den Büchern — in einem Jahre 38 000 Gld. verbraucht? Wo hatte Dein Vater seinen Verstand, als er Dir diese Summe bewilligte?"

„Das ist hoffentlich meines Vaters Sache," erwiderte hochmüthig der junge Mann.

„Deshalb auch mußte Dein Vater flüchtig werden," fuhr, die Antwort ignorirend, Leo Braun fort. „Eines kommt zum Andern! Aufwand im Hause, Verluste, noble Passionen, das sind Factoren, die selbst den gediegensten Reichthum erschüttern können!"

„Steht es denn wirklich so schlecht?" forschte der junge Mann.

„Studire diese Bücher! Sie werden Dir Antwort geben."

„Ich verstehe mich auf den Kram nicht, habe nie in Geschäftssachen ein Urtheil gehabt!"

„Das eben ist das Unglück! Wenn ein Sohn seinem Vater zur Seite steht, kann es nicht so weit kommen! Meine beiden Söhne sind die Stützen meines Hauses; der eine reist, unterhält die auswärtigen Verbindungen, der andere führt Buch und Kasse! Sie kennen keinen anderen Ehrgeiz, als den, das Geschäft ihres Vaters zu heben! Glaubst Du, daß sie deshalb, weil sie strebsame Kaufleute sind, weniger in den Augen der Welt gelten?"

„Du darfst mich mit ihnen nicht vergleichen, Onkel," entgegnete Norbert unwillig; „ich habe eine andere Erziehung genossen, andere Grundsätze, andere Ziele — doch das bei seit! Sag mir nur allen Ernstes, ist der Vater wirklich nicht hier? Er kann doch unmöglich —" das Wort erstarb ihm auf der Zunge.

„Dein Vater ist flüchtig," sagte jedes Wort scharf accentuirend Leo Braun; „er ist ruinirt; es dürfte kaum zu einem anständigen Accord kommen, da Niemand wird glauben wollen, daß der als Millionär bekannte Mann urplötzlich ein Bettler geworden!"

Norbert sank wie vom Schlage getroffen zusammen.

„Was wird aus mir?" rief er verzweifelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Familie Meyerbeer.

Von Max Weinberg.

„Fräulein Antoinette von Mantalban, während vieler Jahre die treue Freundin der Amalie Beer, der Mutter von Wilhelm, Michael und Meyer Beer (Meyerbeer) und von der damaligen Gesellschaft des alten Berlin hoch verehrt, ist im Alter von 94 Jahren hier gestorben. „So berichteten vor wenigen Wochen die Berliner Blätter.“ Die treue Freundin der Amalie Beer!“ Ja, das ist's weshalb ich an dieser Stelle hierauf zurückkomme. Wie Viele, wissen aber denn heute noch, welches schöne Compliment in diesem Prädikate liegt und wer läßt es heute noch als solches gelten? Die Organe des Herrn Stöcker und seines Anhangs bis ins Herz unserer National-Liberalen hinein darf man doch gewiß nicht darnach fragen. Und doch liegt das schönste Compliment in diesem biographischen Pinselstrich, gleich ehrend für die eine wie für die andere. Eines edlen, trefflichen Menschen Freund sein, heißt eigenen großen Werth besitzen, und Amalie Beer zählte unter den trefflichen Frauen des alten Berlin in der Vorderreihe, das wird ihr von den Humboldt's, von Varnhagen, von Holtey und vielen edlen Männern ihrer Zeit vollauf bezeugt, und Tausende Derer, denen sie geholfen und aufgeholfen, haben darin eingestimmt. Sie verdient es daher wohl, wenn wir aus dem Tode des Fräulein von Montalban Veranlassung nehmen, ihr und ihres Hauses Andenken hier ein wenig wieder aufzufrischen. War sie doch die Mutter dreier berühmter Söhne, deren Einfluß auf die geistige Entwicklung ihrer Kinder nachgewiesenermaßen ein besonders großer war, und wie wir sie an der Seite ihres gleichfalls braven Gatten inmitten ihrer berühmten Söhne schlicht und einfach in der Familiengruft auf dem jüdischen Friedhofe vor dem Schönhauser Thor in Berlin sehen, so war sie auch im Leben deren Mittelpunkt und ihrer Aller Stolz und Freude.

Amalie Beer war die Gattin Jacob Herz Beer's, der, am 10. Juni 1769 in Frankfurt a. O. geboren, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Berlin eine Zuckersiederei gründete.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte.

Von M. W.

1. Friedrich Kreissig sagt in seinen Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart:

„Veitel Itzig, Schmeie Tinkeles, Löbel Pinkus, Ehrenthal und die schöne kokette Rosalie, die stattliche Frau Ehrenthal mit den fetten, von Ringen strahlenden Fingern — lieber Gott, wer hätte das nicht Alles gesehen! Aber wer wäre nicht auch Zeuge gewesen und wäre nicht täglich Zeuge jener mächtigen folgenreichen Culturbewegung, die seit einem Jahrhundert unserer nationalen Arbeit durch das jüdische Element eine unermüdliche, in allen Sätteln gerechte Kraft zuführt und zuzuführen fortfährt, die in unserer Wissenschaft, unserer Kunst, unserer Politik nicht minder, als in Handel und Gewerbe unvergängliche Denkmäler zurückgelassen, neue Bahnen gebrochen, den Charakter unseres Mittelstandes wesentlich und gewiß nicht bloß zu seinem Nachtheil umgebildet hat, und deren Wesen sich wahrlich in dem schmutzigen Schaum nicht abbildet, den sie, oft immerhin und unästetisch genug, auf die Oberfläche des Stromes emporwirbelt und an seine Ufer absetzt! Das deutsche Judenthum bedarf in dem Zeitalter Strousbergs, Meyerbeers, Rothschilds und — des Kladderadatsch nicht mehr der Vertheidigung. Es wehrt sich von selbst. Es hat auch weder durch die Ungerechtigkeit seiner Feinde, noch durch den Idealismus seiner Freunde, weder durch Leo und die „Kreuzzeitung“ noch durch Lessings „Nathan“ ein Privilegium gegen begründeten Tadel und meinetwegen, wo es provocirend auftritt, gegen Spott erworben. Gleichwohl wäre „Soll und haben“ uns lieber, wenn in diesem klassischen Gemälde deutschen Arbeits- und Geschäftslebens nicht so ziemlich alle Bösewichter und Narren in orientalischen Kehltönen sprächen.

2. Der nachstehende Auszug aus einem Epilog, den Robert Hamerling s. Z. der zweiten Auflage seines „Ahasver in Rom beigegeben hat, dürfte an dieser Stelle eine Wiedergabe verdienen: „— Es ist vollkommen wahr, was man gesagt hat, Ahasver sei in meiner Dichtung nicht, wie in der Sage, der ewige Jude, sondern der ewige Mensch. Aber ich denke, mit dem ewigen Juden, weiß das Epos nichts anzufangen; nur den ewigen Menschen kann es brauchen. Es ist nicht ganz unmöglich, daß die so überaus lebenskräftige jüdische Race alle anderen Racen überdauert; aber so lange dies Schicksal sich nicht erfüllt, so lange die Angehörigen der übrigen Racen noch in der Mehrzahl sind, kann die Unzerstörbarkeit des Judenthums nicht eine so allgemeine, reinmenschliche und welthistorische Bedeutung haben, daß ein nichtjüdischer Dichter es wagen dürfte, sie in einem Epos zu verherrlichen. Selbst wenn der Epiker das Judenthum des Ahasver sich allmählich zum reinen Menschenthum läutern ließe, so hätte er damit noch immer nur ein Werk von mehr jüdisch-nationalem, als allgemeinem Interesse geschaffen, denn nicht für die gesammte Menschheit ist das Judenthum Ausgangspunkt der Entwickelung.“

Räthsel-Aufgaben.

I. Zahlen-Räthsel.

Von M. Lipschitz in Konitz.

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Die wagerechte und senkrechte Mittelreihe ergeben dasselbe Wort.

											Die Zahlenreihen bedeuten:
					10						1. Einen Buchstaben.
				5	7	9					2. Einen bibl. Eigennamen.
			1	9	11	8	1				3. Eine i. Alterthum zerstörte Stadt.
		15	11	9	15	7	13	13			4. Eine Stadt in Italien.
	1	3	12	13	11	2	14	4	5		5. Einen König von Syrien.
10	7	11	15	11	10	6	16	4	3	16	6. Einen berühmten jüd. Gelehrten.
	5	17	3	7	6	8	13	4	9		7. Oberster Gerichtshof in Palästina.
		10	4	16	16	1	12	11			8. Einen jüd. Gelehrten Italiens.
			12	8	4	14	7				9. Einen Aufbewahrungsort
				13	3	3					10. Einen Nebenfluß der Donau.
					16						11. Einen Buchstaben.

II. Deutsches Worträthsel.

Von C. in R.

Wer auch das Kleinste nur recht klug weiß zu verbinden,
Der wird im Ganzen dann recht Großes oftmals finden,
Denn aus dem Kleinen muß das Große erst erstehen,
Wie wir in der Natur ja überall es sehen.
Zwei Dinge sollen dies genügend Dir beweisen;
Willst Du sie finden, suche nicht in hohen Kreisen.
Das eine — winzig Ding — nur kopflos Dir erscheinet,
Und dennoch — was getrennt — es stets gar fest vereinet;
Das and're bietet Zuflucht wohl bei Sturm und Regen,
Doch birgt es trotz der Noth oft auch den reichsten Segen.
Verbunden zeigt — wenn nur ein Laut hineingeschoben —
Das Ganze einen Ort, wo Gott man pflegt' zu loben.

III. Hebräisches Worträthsel.

Von Eckmann in Nienburg.

Nicht Männliches will das erste Dir nennen,
Du wirst es nur als weiblich kennen
Die andern beiden Silben zumal
Bezeichnen uns eine heilige Zahl.
Fügst Du beide Wörtchen zusammen.
Eine Frau — sie setzt' einen König in Flammen.

Auflösung der Räthsel in vor. Nr.

I. **Adar. Gadara.**
II. **ein** (אֵין nichts) **hein** (הֵן ja) **Chein** (חֵן), **Schein** (שֵׁן Zahn.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.